

59]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Als Jurgis aus der Versammlung kam, händigte ihm jemand ein Blatt ein, das er nach Hause trug, um es zu lesen, und er wurde dadurch bekannt mit dem „Appeal to Reason“ (Appell an die Vernunft). Vor ungefähr zwölf Jahren hatte ein Grundstückspekulant in Colorado die Ueberzeugung gewonnen, daß es unrecht sei, in den Notwendigkeiten für das menschliche Leben zu spekulieren. Er zog sich von seinem Geschäft zurück und begann mit der Herausgabe eines sozialistischen Wochenblattes. Es kam eine Zeit, wo er es selbst sehen mußte, aber er hielt aus, und nun war seine Zeitung ein großes Unternehmen. Er brauchte einen Waggon Papier jede Woche, und die Postzüge hatten Stunden zu warten, um alles für sein Geschäft in jener kleinen Kansasstadt zu verladen. Es war ein vierseitiges Wochenblatt zum Preise von weniger als einem halben Cent, die Anzahl seiner regelmäßigen Subskription betrug aber über eine viertel Million. Es war durch alle Postämter Amerikas zu beziehen.

Der „Appell“ war ein Propagandablatt von besonderer Eigenart. Es war kräftig gewürzt in westlicher Weise und Tonart. Es sammelte Neuigkeiten über das Treiben der Plutokratie und tischte sie auf zum Nutzen des „amerikanischen Arbeitstieres“. Nebeneinander in den Spalten stand: „Diamanten im Werte von Millionen von Dollars oder die Idee einer Dame der Gesellschaft zu einer Einrichtung für ihre Lieblingspudel“ und daneben „Mrs. Murphay in San Franzisko, die in den Straßen verhungert ist“, oder „John Robinson, der eben aus dem Hospital entlassen wurde, hat sich in New York erhängt, weil er keine Arbeit finden konnte“. Der „Appell“ sammelte diese Elendsgeschichten aus den Tageszeitungen und strich sie zu kurzen Notizen zusammen. „Drei Banken von Buntington, South Dakota, verkracht, weitere Spargroschen der Arbeiter verloren.“ „Der Bürgermeister von Sandy Creek, Oklahoma, ist mit 100 000 Dollar durchgebrannt. Das ist die Art zu regieren, die man von dieser Sorte lernen kann.“ „Der Präsident der Florida-Flugmaschinenkompanie ist wegen Bigamie eingestekt worden. Er war immer ein scharfer Gegner des Sozialismus, der, wie er sagte, das Familienleben zertrümmern würde.“ Der „Appell“ hatte, was man so sagt, seine Armee, ungefähr 30 000 jener Eifrigen, die ihn mit Stoff versahen und die er wiederum anfeuerte, in ihrer Mitarbeit auf der Höhe zu bleiben, gelegentlich sogar durch eine Preisfonkurrenz für alles mögliche, von einer goldenen Uhr angefangen bis zu einer Privatjacht oder einer Farm von 80 Acker Land. Aber manchmal wieder war der „Appell“ auch verteuftelt ernst. Er sandte einen Korrespondenten nach Colorado und brachte ganze Seiten über die Mißachtung der amerikanischen Gesetze in jenem Staat. In einer bestimmten Stadt des Landes hatte der „Appell“ über 40 Soldaten seiner „Armee“ in den Hauptquartieren des Telegraphentruffs, und keine Botschaften von Wichtigkeit für Sozialisten ging durch, ohne daß nicht ein Abzug davon an den „Appell“ gefandt wäre. Er druckte ganze Breitseiten während des Wahlkampfes, und ein Exemplar davon kam Jurgis in die Hände.

Es enthielt ein Manifest an die Streikenden, das in den Industriezentren in mehr als einer Million Exemplaren verbreitet worden war. „Ihr habt den Streik verloren,“ war die Ueberschrift. „Was wollt Ihr nun anfangen?“ Der Artikel war, was man einen „Brandartikel“ nennt, geschrieben von einem Manne, dessen Seele von Eisen umschmiedet war. Als dieser Aufruf erschien, wurden 200 000 Exemplare davon nach den Schlachthofdistrikten gesandt und dort hinter Zigarettenlisten in einem Heinen Laden versteckt, und jeden Abend und an Sonntagen nahmen die Mitglieder des Parteivereins von Badingtown ganze Arme voll und verteilten sie auf der Straße und in den Häusern. Die Leute von Badingtown hatten den Streik verloren, wie er nur je verloren werden konnte, und die Leute lasen daher die Blätter gern. 200 000 Exemplare genüigten kaum. Jurgis hatte sich entschlossen, nicht mehr in die Nähe seines alten Heims zu gehen;

aber als er davon hörte, war es zu viel für ihn, und während einer ganzen Woche stieg er auf den Straßenbahnwagen und fuhr nach den Schlachthöfen und half eifrig mit bei der Propaganda, um zu büßen für seine Taten im vorigen Jahre. Es war ganz wunderbar zu sehen, welchen Unterschied zwölf Monate in Badingtown hervorgerufen hatten.

Den Leuten waren allmählich die Augen geöffnet worden. Die Sozialisten legten förmlich alles vor sich her, und Scully war am Ende mit seinem Wit. Ganz kurz vor Schluß des Wahlkampfes kam ihnen zum Bewußtsein, daß der Streik von Negern gebrochen war, und so besorgten sie sich einen solchen Südkarolina-„Feuerfresser“, den „Mistgabelsenator“, wie sie ihn nannten, einen Mann, der seinen Rock abnahm, wenn er mit Arbeitern sprach, der schwor und fluchte wie ein Türke. Für diese Versammlung machten sie ausgiebige Reklame, und ebenso die Sozialisten, mit dem Erfolg, daß ungefähr tausend Zuhörer anwesend waren. Der „Mistgabelsenator“ mußte ungefähr eine Stunde lang das Kreuzfeuer ihrer Fragen ertragen und ging dann voll Mergel und Widerwillen weg. Der Schluß des Abends in der Versammlung war reinen Parteiangelegenheiten gewidmet. Jurgis sprang umher, winkte mit den Armen vor Aufregung, und auf dem Höhepunkt seiner Aufregung angelangt, machte er sich von seinen Freunden los, steuerte auf die Tribüne zu und schied sich an, eine Rede zu halten. Der Senator hatte gelegnet, daß die demokratische Partei korrupt sei; die Republikaner seien es, die die Stimmen kauften, sagte er, und hier schrie Jurgis wütend: „Das ist eine Lüge, das ist eine Lüge!“ Er fuhr fort zu erzählen, daß er es wissen müsse, denn die Demokraten hätten seine Stimme einst selbst gekauft. Er würde dem „Mistgabelsenator“ seine Erfahrung ausführlich vorgetragen haben, hätten ihn nicht Adams und ein Freund am Tragen genommen und auf seinen Sitz zurückgeschafft.

31.

Das erste, was Jurgis tat, als er eine Stellung gefunden hatte, war, daß er Marija besuchte. Sie kam herunter in das Parterrezimmer des Hauses, um ihn dort zu sprechen. Er blieb an der Tür stehen; mit vor Freude strahlendem Gesicht verkündete er ihr: „Ich habe nun Arbeit gefunden, nun kannst Du wenigstens hier wegziehen.“ Aber Marija schüttelte den Kopf. Für sie sei alles vorbei, sagte sie; niemand würde sie anderswo anstellen. Sie könnte aus ihrer Vergangenheit doch kein Geheimnis machen. Andere Mädchen hätten es schon vor ihr versucht, aber vergebens. Tausende von Männern kämen hierher, und früher oder später würde sie irgend einen treffen. „Und außerdem,“ fügte Marija hinzu, „bin ich zu nichts mehr nütze, habe keine Hoffnung mehr, denn ich nehme doch Morphium. Was könntest Du mit mir anfangen?“

„Kannst Du's nicht lassen?“ rief Jurgis. — „Nein,“ antwortete sie, „ich werde es immer wieder nehmen. Was nützt es, sich darüber aufzuregen? Ich werde vermutlich hier bleiben bis ich sterbe. Das ist alles, wozu ich noch taue.“ — Mehr als das konnte Jurgis nicht aus ihr herausbringen, jeder weitere Versuch war verlorene Mühe. Als er ihr sagte, daß er Elzbieta nicht mehr gestatten würde, Geld von ihr anzunehmen, antwortete sie teilnahmslos: „Dann geh's hier drauf — das ist alles.“ Ihre Augenlider hingen schwer herab und ihr Gesicht war rot und geschwollen; er sah, daß er sie langweilte, daß sie ihn fortwünschte. So ging er schließlich, enttäuscht und traurig.

Der arme Jurgis war nicht sehr glücklich in seiner Häuslichkeit. Elzbieta war jetzt häufig krank, und die Zungen waren wild und ungezogen und durch das Umhertreiben auf den Straßen schon verdorben. Aber er blieb trotzdem bei der Familie, sie erinnerte ihn an sein altes Glück; und wenn etwas schief ging, schöpfte er wieder neuen Mut, wenn er an die sozialistische Bewegung dachte und sich mit ihr in Gedanken beschäftigte. Seit sein Leben durch diesen großen Strom mitgerissen wurde, erschienen ihm die Dinge, die zuvor sein ganzes Leben ausfüllten, von verhältnismäßig geringer Wichtigkeit zu sein. Seine Interessen lagen jetzt wo anders — in der Welt seiner Ideale. Sein äußeres Leben gestaltete sich einfach und uninteressant, er war nur ein Hotelsportier und beabsichtigte es zu bleiben, weil er seinen Unterhalt da-

Durch verdiente. Aber in seinen Gedanken stellte sein Leben ein ständiges Abenteuer dar. Es gab so viel zu lernen, so viel zu entdecken. Nie in seinem ganzen Leben vergaß Jurgis den Tag vor der Wahl, als eine Telephonnachricht von einem Freunde von Harry Adams kam, in der er ersuchte, Jurgis, den er kennen lernen möchte, mitzubringen. Jurgis ging und traf einen der führenden Geister der Bewegung.

Diese Einladung ging aus von einem Manne namens Fisher in Chicago, einem Millionär, der sein Leben der Wohltätigkeit widmete und mitten im Armenviertel der Stadt ein kleines Haus besaß. Er gehörte nicht der Partei an, aber er sympathisierte mit ihr; und er sagte, daß er für den Abend den Herausgeber einer großen Zeitschrift, zu Gast geladen habe, der gegen den Sozialismus wüte, aber offenbar nicht wußte, um was es sich bei der ganzen Bewegung handle. Der Millionär schlug vor, daß Adams Jurgis mitbringen und daß sie dann das Thema über „Die Verfälschung der Lebensmittel“ aufnehmen sollten, an der der Redakteur ein lebhaftes Interesse hatte. Young Fishers Heim war ein kleines zweistöckiges Backsteingebäude, schmutzig und vom Wetter mitgenommen, aber innen hübsch und anziehend eingerichtet. Es war eine kalte, regnerische Nacht und ein Holzstoß brannte im offenen Kamin. Sieben oder acht Leute standen umher, als Adams und sein Freund ankamen, und Jurgis sah zu seiner Enttäuschung, daß drei davon Damen waren. Er hatte nie zuvor zu Damen besserer Stände gesprochen, und er war ganz verlegen. Er stand im Torweg, den Hut fest in der Hand haltend, er machte einen tiefen Bückling vor jeder Person, als er vorgestellt wurde, und als er gebeten wurde, Platz zu nehmen, drückte er sich in eine dunkle Ecke und saß auf der Ecke eines Stuhles. Er war verlegen. Wenn sie nur nicht von ihm erwarteten, daß er sprechen werde! Außerdem waren da der Gastgeber, der ein großer, athletisch gebauter junger Mann in schwarzem Rock und weißer Binde war, der Redakteur, ein bleich aussehender Mann, Maynard mit Namen. Dann ferner die schwächliche junge Frau des ersteren und eine ältere Dame, die einen Kindergarten hielt, und eine junge Studentin, ein schönes, junges Mädchen mit ausdrucksvollem, ernstem Gesicht. Sie sprach nur ein- oder zweimal, so lange Jurgis dort war, die ganze übrige Zeit saß sie am Tisch in der Mitte des Zimmers, ihren Kopf bisweilen in der Hand stützend. Zwei weitere Herren waren noch anwesend. Er hörte sie Adams mit „Genosse“ anreden und wußte dadurch, daß sie Sozialisten waren.

Der eine, mit Namen Lucas, war ein sanftmütig aussehender kleiner Mann, dessen Erscheinung an einen Geistlichen erinnerte. Er war früher auch ein Reiseprediger, wurde dann aber Prophet einer neuen Verkündigung. Er reiste im ganzen Lande umher, lebte gleich den alten Aposteln von der Gastfreundschaft, predigte an Straßenecken, wenn er keinen geschlossenen Raum finden konnte. Der andere war mitten in einer Diskussion mit dem Redakteur, in der sie der Eintritt von Adams und Jurgis unterbrach, aber auf den Vorschlag des Gastgebers hin nahmen sie ihr Thema wieder auf. Jurgis saß bald sprachlos da, in der festen Ueberzeugung, daß dies sicher der seltsamste Mann sei, der je auf Erden gewandelt.

Nicholas Schliemann war ein Schwede, groß und dürr, hatte behaarte Hände und einen struppigen Bart. Er hatte studiert und war Professor der Philosophie, bis er herausfand, wie er sagte, daß er auf bestem Wege war, seinen Charakter und seine Arbeitskraft zu verkaufen. Um sich davor zu bewahren, zog er nach Amerika, lebte dort in einem Stadtviertel der Armut, in einer Dachstube, und gab sich mit Feuereifer seinen Studien hin. Er studierte die Zusammenlegung der Nahrungsmittel; er wußte genau, wieviel Protein und Kohlehydrate sein Körper benötigte und wußte es sich so einzurichten, daß er für Veröstigung nicht mehr wie 11 Cent pro Tag auszugeben brauchte, ohne Hunger zu leiden. Am 1. Juli verließ er alljährlich zu Fuß Chicago, und auf dem Lande half er bei der Ernte, verdiente zwei und einen halben Dollar den Tag und kehrte zurück mit dem Gelde in der Tasche, ungefähr 125 Dollar, genau so viel, wie er für ein ganzes Jahr brauchte. Das stellte nach seiner Meinung die äußerste Grenze menschlicher Unabhängigkeit dar, die ein Mann „unter dem Kapitalismus“ erreichen könnte. Er würde nie heiraten, erklärte er, denn kein geheimer Mann würde es sich gestatten, sich vor dem allgemeinen Ausstand zu verloben.

Er saß jetzt in einem großen Rehnstuhl, hatte die Beine übereinandergeschlagen und lehnte seinen Kopf so weit in den Schatten zurück, daß man nur seine zwei glühenden Augen sah, die die Blut seines Innern widerpiegelten. Er sprach einfach

und entscheidend, wie wenn er seinen Zuhörern einen Lehrsatz der Geometrie erläutern wolle; aber solche Vorschläge, wie er sie eben machte, würden gewöhnlichen Leuten das Haar zu Berge treiben. Und wenn der Zuhörer versichert hätte, so etwas nicht verstehen zu können, würde er fortgefahren sein, ihm durch neue, noch erstaunlichere Ideen die nötige Erklärung zu geben. Jurgis verglich Dr. Schliemann mit einem Gewitter oder Erdbeben. Und doch, so seltsam es auch sein mag, bestand ein Band zwischen ihnen, und er konnte seinen Ausführungen bald die ganze Zeit über folgen.

Nicholas Schliemann war mit dem ganzen Weltall vertraut, und mit den Menschen selbst als einen geringen Teil davon. Er hatte die menschlichen Einrichtungen studiert und spielte mit ihnen wie mit Seifenblasen. Es war überwältigend, daß so viel zerstörende Gewalt in einem einzigen Menschen stecken konnte. Was hieß denn überhaupt Regierung? Bestand nicht der Zweck der Regierung allein im Bewachen der Eigentumsrechte, im Fortbestand alter Gewalt und modernen Betrugs? Oder was stellte die Heirat vor? Heirat und Prostitution waren die zwei Seiten eines Schildes, befriedigten beide nur des raubsüchtigen Mannes Lüsterheit nach geschlechtlichem Vergnügen. Der Unterschied zwischen ihnen war nur ein Klassenunterschied. „Wenn eine Frau Geld hat, so kann sie ihre Bedingungen diktieren: Gleichheit, einen Kontrakt fürs Leben, und Rechtmäßigkeit, das heißt: Erbfähigkeit ihrer Kinder. Wenn sie kein Geld hat, gehört sie dem Proletariat an und verkauft sich, um nur ihr Dasein fristen zu können. Und dann wird solchen Wesen noch Religion eingepaukt, die tödlichste Waffe des Erzfeindes. Die Regierung unterdrückt den Körper des Lohnsklaven, die Religion bedrückt seine Seele und vergiftet den Strom des Fortschritts an seiner Quelle. Der Arbeiter soll seine Hoffnungen an ein künftiges Leben heften, während seine Taschen in diesem Leben geleert werden, er wird zur Einfachheit, Erniedrigung und zum Gehorsam erzogen — eben zu allen solchen Pseudotugenden, die dem Kapitalismus in den Kram passen. Das Geschick der Zivilisation wird durch einen Todeskampf entschieden werden zwischen der roten internationalen und der schwarzen Flagge, zwischen dem Sozialismus und der römisch-katholischen Kirche — hier in Amerika der höllischen Finsternis amerikanischen Evangelismus.“

Sier trat der Er-Reiseprediger aufs Feld, und ein lebhaftes Wortgefecht wurde geführt. „Genosse“ Lucas war nicht das, was man einen studierten Mann nennt. Er kannte seine Bibel, aber es war eine Bibel durch wirkliche Erfahrungen ausgelegt. „Was soll das bedeuten,“ sagte er, „die Religion zu verwechseln mit dem, was die Menschen aus ihr gemacht haben? Daß heute die Kirche in den Händen der Wucherer ist, ist deutlich genug, aber es zeigen sich unerkennbare Zeichen einer Empörung, und wenn Genosse Schliemann von heute an gerechnet in einigen Jahren auf das Thema zurückkommen wird —“

„O ja, natürlich,“ unterbrach ihn der andere, „ich bezweifle keinen Augenblick, daß der Vatikan in hundert Jahren ableugnet, je gegen den Sozialismus gewesen zu sein, gerade so wie er jetzt ableugnet, Galilei gefoltert zu haben.“ „Ich verteidige keineswegs den Vatikan,“ erklärte Lucas lebhaft, „ich verteidige das Wort Gottes — welches einen langen Schrei darstellt der menschlichen Seele, sich zu befreien von der Macht der Unterdrückung. Nehmt das 24. Kapitel im Buche Hiob, das ich gewöhnlich in meinen Ansprachen „Die Bibel und der Fleischtrutz“ zitiere, oder nehmt die Worte von Jesaja, oder die Worte von dem Herrn Jesus selbst. Aber denkt dabei nicht an den vornehmen Fürsten, den unsere Kunst aus ihm macht, an den Christus, wie ihn unsere Gesellschaftskirche auffaßt, sondern an Jesus in seiner ganzen Wahrhaftigkeit, als ein Wesen des Kummers und der Pein, als den Ausgewiesenen und von der Welt Verachteten, der nichts hatte, wohin er sein Haupt hätte legen können.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Entwicklung der Glühlampe.

Die heute so verbreitete, in Fabriken usw. unentbehrliche elektrische Beleuchtung zerfällt in zwei scharf von einander geschiedene Arten: in die Bogenlampenbeleuchtung und in die Glühlampenbeleuchtung. Die Leuchtwirkung der Glühlampen beruht auf der Erscheinung, daß ein Körper, durch den ein elektrischer Strom fließt, warm und wenn der Strom stark genug ist, heiß und glühend wird.

Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, im Jahre 1840, wurden die ersten Glühlampen gebaut. Es wurden bei diesen Lampen Metallsäden, Platin, Iridium in einen Stromkreis eingeschaltet und so zum Glühen und Leuchten gebracht. Es ist interessant, daß der Lebenslauf der Glühlampe mit Metallsäden begann, die dann verlassen wurden und daß heute, wie wir weiter unten sehen werden, in den modernsten Glühlampen wieder Metallsäden verwendet werden. Diese ersten Glühlampen konnten aber nicht leicht in der Praxis gebraucht werden, weil die Fäden sehr dünn sein mußten und daher leicht schmolzen. Der geniale amerikanische Erfinder Edison war der erste, der einen der am schwersten schmelzbaren Stoffe — Kohle — als Material für die Fäden der Glühlampen benutzte. Damit dieser Kohlenfaden nicht mit der Zeit verbrennt, wird er in eine luftleer gemachte Glasglocke eingeschlossen, da bekanntlich ohne Sauerstoff, der in der Luft enthalten ist, eine Verbrennung nicht stattfinden kann. Es müßte eine Kohlenfadenglühlampe theoretisch daher eine unbegrenzte Lebensdauer haben. In Wirklichkeit aber kann, da die Birne nie vollkommen luftleer zu machen ist, sowie aus verschiedenen anderen Gründen, besonders aber, weil die Lichtintensität mit der Zeit abnimmt, eine normale Glühlampe nur circa 500 Stunden benutzt werden. Zu den ersten Versuchen verwendete Edison Fäden aus Graphit, einer natürlich vorkommenden Kohlenart, dann wurde Kartonpapier oder Bambusfaser usw. unter Luftabschluß verkohlt und als Glühladen benutzt. Die Glühläden in den modernen Kohlenfadenglühlampen werden in der Weise hergestellt, daß reine Zellulosefäden zuerst verkohlt und dann noch präpariert werden. Dieses Präparieren besteht darin, daß auf dem verkohlten Zellulosefaden mit Hilfe des elektrischen Stromes aus kohlenstoffreichen Gasen, z. B. Leuchtgas, ein weiterer Kohlenniederschlag gebildet wird.

Lange Zeit blieb die Glühlampenfabrikation auf diesem Punkte stehen, bis man sich durch die immer größer werdende Konkurrenz des Gaslichtes, besonders seit der Erfindung des Auerischen Glühlampens genötigt sah, Glühlampen zu schaffen, die bei derselben Lichtstärke einen geringeren Energieverbrauch bedingen, also billiger im Betriebe sind. Verbesserungen an den gewöhnlichen Glühlampen waren nur schwer zu machen. In jüngster Zeit werden zwar nach einem Verfahren des Amerikaners Howell Kohlenfadenglühlampen hergestellt, die einen geringeren Stromverbrauch haben sollen, doch sind diese Lampen noch nicht zur Verbreitung gelangt. Howell verwendet dabei Kohlenfäden, die nach dem Präparieren noch einmal auf circa 3500 Grad erhitzt werden, und nennt derartige Fäden „metallisierte Kohlenfäden“, obwohl keine Spur von Metall daran zu finden ist. Größere Bedeutung und praktisch ausgedehnte Verwendung haben aber die Metalloxydlampen erlangt, speziell die Kernstlampe, die in 7 Millionen Exemplaren bereits brennt. Metalloxyde brauchen, um glühend zu werden, viel weniger Strom als Kohle, ferner können sie, da sie eben schon oxidiert, das heißt mit Sauerstoff verbunden sind, sich nicht noch einmal mit Sauerstoff verbinden, d. h. verbrennen. Sie brauchen daher nicht wie die Kohlenfäden in einer luftleeren Birne zu brennen. Besonders gut eignen sich zu Glühlampen die am schwersten schmelzbaren Oxyde der sogenannten seltenen Erden, wie Zirkon, Thorium, Erbium, Yttrium u. a. m. Diese Metalloxyde — die Verbindungen des Metalls mit dem Sauerstoff — haben aber die unangenehme Eigenschaft, in ihrem normalen Zustande den elektrischen Strom nicht zu leiten. Kernst entdeckte Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, daß die Metalloxyde den Strom leiten, wenn sie vorher von außen erwärmt werden. Auf Grund dieser Entdeckung sind die Kernstlampen konstruiert; um den Glühlörper, der die Gestalt eines Stabchens oder Nügels hat, ist eine Heizspirale aus dünnem Platindräht gelegt, die zuerst in den Strom eingeschaltet wird. Sie wird glühend und erwärmt den Kernstkörper so, daß er leitend wird. In diesem Augenblick wird durch einen im Lampenfußel befindlichen Elektromagneten die Heizspirale ausgeschaltet. Die Lampe wird durch diese Spezialkonstruktion verhältnismäßig kompliziert und daher teuer. Sie kostet circa sechsmal so viel als die gewöhnliche Glühlampe. Sie braucht aber nur circa halb so viel Strom wie diese. Sie wird daher sehr viel verwendet, besonders bei einer Spannung von 220 Volt, bei der die weiter unten erwähnten Metallsadenglühlampen nicht verwendet werden können.

Auer kam ungefähr zu derselben Zeit, da Kernst seine Entdeckung machte, auf den Gedanken, Osmium, ein sehr schwer schmelzbares Metall, das dem Platin verwandt ist, zu einem Glühladen zu benutzen. Nach mannigfachen Schwierigkeiten, die bei der Herstellung des Fadens zu überwinden waren, gelang es ihm, in der Osmiumlampe eine brauchbare Lampe zu schaffen, die nur halb so viel Strom wie die gewöhnliche Lampe braucht und dabei oft bis zu 5000 Stunden brennen kann. Osmiumlampen können aber nur bei ganz niedrigen Spannungen brennen bis circa 80 Volt. Metalle leiten den Strom sehr gut. Je größer die Spannung ist, desto länger muß der Faden sein. Es ergibt sich daher bei größeren Spannungen die Schwierigkeit, den sehr langen Fäden in der Birne unterzubringen. Wenn Osmium ist das besonders schwierig, weil dieses in der Hitze sehr weich wird und sich durchbiegt. (Die Osmiumlampen können daher nur senkrecht nach unten hängend brennen und sind auch gegen Stöße sehr empfindlich.) Osmiumlampen müssen daher, weil sie nur für niedrige Spannungen gebaut werden, bei der in den meisten Städten üblichen

Spannung von 115 oder 220 Volt mehrere hintereinander geschaltet brennen. Das bedeutet, daß bei 115 Volt mindestens immer 2, bei 220 Volt immer 4 Lampen gleichzeitig brennen müssen. Für viele Zwecke, z. B. Schaufensterbeleuchtung u. dgl. ist das aber kein Hindernis. Die Osmiumlampe ist bedeutend einfacher als die Kernstlampe, wenn auch der Faden in einer luftleer gemachten Birne brennen muß. Da aber Osmium ziemlich selten ist, kostet die Lampe noch mehr als die Kernstlampe. Der hohe Anschaffungspreis wird aber durch die Ersparnis an Stromkosten wieder ausgeglichen.

Da die Frage der Metallsadenglühlampen einmal in Fluß gebracht war, mühten und mühen sich die Elektrotechniker unter dem Zwange der Konkurrenz ab, einen Metallsaden zu finden, der auch bei höherer Spannung Verwendung finden könnte und nicht so weich wie der Osmiumfaden wäre.

Am erfolgreichsten waren bis jetzt Bolton und Feuerlein von der Firma Siemens u. Halske, die die Glühläden aus Tantal herstellten. Tantal gehört zu den sogenannten seltenen Erden und ist von dem erfigenannten zuerst rein dargestellt worden. Tantal ist schwer schmelzbar, leitet aber den Strom sehr gut, so daß auch hier sehr lange Fäden erforderlich werden. So beträgt z. B. die Länge des Fadens bei einer 25 leuchtigen Lampe für 110 Volt schon 650 Millimeter. Dieser Faden wird nun in äußerst feiner Weise in einer Glocke untergebracht, die nicht größer ist als die einer normalen Kohlenfaden-Glühlampe. Die Birne ist auch hier evakuiert, das heißt luftleer gemacht. Tantalampen werden für Spannungen bis 120 Volt hergestellt und können in jeder Lage brennen. Sie brauchen nur halb so viel Energie wie Kohlenfaden-Glühlampen, sind aber auch noch bedeutend teurer im Anschaffungspreis wie diese. In neuester Zeit hört man sehr viel von einer sogenannten Wolframlampe, die nur ein Drittel Energie der normalen Glühlampe verbrauchen soll. Auch der Glühladen der sogenannten Osramlampe, die bereits auf den Markt gebracht ist, enthält Wolfram. Ausgedehntere Verbreitung haben diese Lampen bis jetzt nicht gefunden. Die Stephanskirche in Wien z. B. ist mit Wolframlampen in sehr wirkungsvoller Weise bereits beleuchtet. Den größten Fortschritt würde die sogenannte Kuzellampe bedeuten, wenn alle Erwartungen, die man auf sie setzt, sich erfüllen. Die Glühläden der Kuzellampe bestehen aus den sogenannten Kolloiden der seltenen Metalle. Diese Kolloide bilden mit reinem Wasser plastische Massen, aus denen dann die Fäden durch Düsen gepreßt werden. Die nach diesem Verfahren hergestellten Glühlampen sollen eine Brenndauer von circa 1000—1500 Stunden und einen Energieverbrauch von $\frac{1}{6}$ — $\frac{1}{7}$ der normalen Lampen besitzen. Das bedeutet nichts weniger, als daß sie ökonomischer als gewöhnliche Vogenlampen sind. Diese Verbilligung der kleinen Lichtquelle (bei der Vogenlampe muß man immer mehrere hundert Kerzenstärken in Kauf nehmen) würde eine wahre Umwälzung in der Beleuchtungstechnik hervorrufen. Die elektrische Beleuchtung würde dann erst auch in den weiten Schichten der Bevölkerung dem Leuchtgas erfolgreich Konkurrenz machen können.

Ob die Kuzellampe auch tatsächlich den Erfolg hat oder nicht, auf jeden Fall wird die nächste Zeit weitere Verbesserungen in der Richtung der Metallsadenslampen bringen. Die Zeit, wo diese die alte Edison'sche Kohlenfadenlampe verdrängt haben wird, ist nicht allzufern.

Kleines feuilleton.

Von Kolonialgrenzen. Koloniale Eroberungen und Grausamkeiten, die gehörten stets zusammen. Wie haben Europas Völker ihre Kolonien errungen? Durch Blut sind sie gewatet in den fremden Ländern, die sie den früheren Besitzern geraubt haben. Der spanische Bischof Las Casas klagte 1552, daß Spanier in Amerika im Laufe von nur vierzig Jahren über zwölf Millionen Indianer hingemordet habe. Die Spanier besetzten 1668 die Inselgruppe der Ladronen im Stillen Ozean — heute Karolinen. Nach fünfzig Jahren waren von 100 000 Eingeborenen nur noch 2000 übrig! Und die frommen biederen englischen Quäker in Nordamerika? Sie ließen die Rothhäute hegen und setzten Preise aus für jeden Skalp, von Mann, Weib und Kind. Ein Kinderkalp galt noch 20 Dollar! Dann erfand ein englischer „Menschenfreund“ die Sklaverei der Neger. „Zur Schonung des schwächlichen Indianers“ — soweit diese nicht schon erschlagen waren — sollte man die Neger herüberholen. So kam es zu den schrecklichen Sklavenjagden. Als aber der amerikanische Pflanzler durch die billige Arbeit der Neger-Sklaven immer reicher wurde, als er dem englisch-indischen Handel in Baumwolle gefährliche Konkurrenz machte, da trat wieder ein englischer Menschenfreund auf und brachte der Menschheit — die dem Edlen zuzubehelste — das Verbot der Sklaverei. Die englischen Kriegsschiffe taperten mit rühmlichem Eifer die Sklavenschiffe, befreiten das „schwarze Elfenbein“ und nahmen so dem amerikanischen Konkurrenten die billige Arbeit weg. Wie die englische Menschlichkeit sich bei der grausamen Niederwerfung des indischen Aufstandes zeigte, ist bekannt. China wurde von den englischen Wohltätern der Menschheit durch den Opiumkrieg 1840—1842 gezwungen, seine Häfen dem englischen Opium zu öffnen. Hongkong wurde weggenommen. Abg. Cobden sagte im Parlament: „Wenn die Engländer — natürlich im Interesse der Zivilisation! — einem Stunden die Zähne aufbrechen, so kommt es ihnen weniger darauf

an, was sie von ihm kaufte, sondern was sie an ihn abliehen.“ Der Abg. Bowring aber rief dagegen: „Opium ist ebenso unschädlich als Tee — daher muß Kanton dem Opium geöffnet werden.“

So handelten die ebenfalls sehr frommen Holländer im sogenannten Kuslatkriege im Anfange des 17. Jahrhunderts. Die Leute der Insel Banda hatten bisher den Verkauf der Muskatnüsse als ihr Vorrecht betrachtet und verteidigten es. Die gesamten Einwohner der Insel wurden ausgerottet.

Von 1830 bis 1847 führte Frankreich Krieg zur Eroberung von Ägypten. Wie haben seine Generale dort gehaust! General Bugeaud zahlte für jeden Nubientopf 10 Frank. für Ohren 6 Frank. Marschall Pelissier ließ 1845 einen Nubienstamm, der sich in die Höhle von Dahar geflüchtet hatte, durch Rauch töten.

In Südafrika hat England die Kaffernstämme bezwungen. In Australien brachten die englischen Ansiedler Weideland und Buschland für ihre Schafherden. Deshalb makteten sie die nur mit einem Holzstübe, dem Bumerang bewaffneten Australneger nieder, und diese sind fast ausgerottet. Auf der großen Insel Tasmanien wurde der Stamm der dortigen Australneger, ein uralter Stamm, in wenigen Jahren vertilgt bis auf ein einziges Menschenpaar, das dann in Hobertown als „zoologische Merkwürdigkeit“ gezeigt wurde. Auf Neuseeland hatte der ebenfalls uralte Stamm der Maori fast das gleiche Schicksal. Nur wenige Maorihöfe sind noch erhalten. Ein deutscher Geograph schrieb darüber: „Wie ist das gemeinste Räubersystem unter dem Doldmanteil der Zivilisation so schmachvoll und so banditenmäßig offen und frech zur Schau getragen worden, wie von den Briten auf Neuseeland!“

Und das Deutsche Reich? Es hat seit 1884 erst Kolonien und hat schon in Kamerun und Ostafrika grausame Kolonialkriege geführt. Jetzt kämpft es seit drei Jahren in Südafrika einen schimpflichen, ruhmlosen Kampf, der uns Steuerzahler aber bald eine halbe Milliarde kosten wird. Wie in Australien soll den Hererostämmen, die sich erhoben haben, infolge der Ausschreitungen der Bureokratie und Soldateska — siehe Prinz Arenberg und seine scheußliche Untat! — ihr Weideland, ihr Vieh weggenommen werden, sie selbst aber sollen — zur Strafe für ihren Ungehorsam! — ausgerottet werden. Und das soll uns die „nationale Ehre“ gebieten!

Theater.

Deutsches Theater. Ringelspiel, Lustspiel in drei Akten von Hermann Vahr. Die schläfrige Faulheit wird in diesem Lustspiel als schönste Blüte an dem Baume des Lebens gefeiert. Die Personen des Stückes, die tagsüber im Wasser, im sonnenwarmen Sande des venetianischen Lidostrandes, oder in den weichen Sesseln ihrer Villa liegen und sich für die unvermeidliche Mühe des Redens durch möglichst ausgedehnte Pausen entschuldigen, spiegeln zugleich den Geisteszustand wieder, in welchem die Szenen der Komödie hingekritzelt sind. Vahr scheint's mit seinem Philosophen Ring zu halten, der die Vorstellung von einem realen „Zusammenhang“ als einen von den vorgeschrittenen Individuen längst überwundenen Aberglauben erklärt; er sieht, in diesem Stille weiter philosophierend, dann wohl auch das Unvernünftige, in einem Bild des Lebens Zusammenhänge darzustellen, als Ausdruck und Beweis der vorgeschrittensten dichterischen Entwicklungsphase an! Der Mangel jeglicher Bemühung wirkt um so ärgerlicher, als Vahr doch früher einmal in seinem „Meister“ gezeigt hat, wie Interessantes er bei straffer Konzentration der Kräfte auch im Drama geben könnte.

Das Publikum wurde schon im ersten Aufzuge, dessen schleppendes Tempo die Regie noch schleppender machte, ungeduldig. Am Schluß kam es zu einem Theaterstandal mittlerer Größe. Als der Vorhang fiel, ertönte ein lautes Pfui und ein vom offiziellen Theaterpremiererenspersonal zu überläubendes Pischen. Der Mittelakt war ein ganz persönlicher Triumph der Sorma. Sie spielte ein quersilberne leichtsinniges Dämchen, das ihren in Venedig faulenzenden Mann durch plötzlichen Ueberfall ein wenig aus der Ruhe aufstört, mit so sprudelnd lebendiger, ammutiger Natürlichkeit, daß man die Unmöglichkeit des Stückes einen Augenblick vergaß. Daß Vahr Gelegenheit zu dieser glänzend originellen, schauspielerischen Leistung bot, ist ziemlich das einzige, was sich zu seinen Gunsten in der Bilanz des Abends buchen läßt.

Der erste Akt besteht fast ausschließlich aus Philosophie und Affen, die ein blondfimentales und entsprechend edles Fräulein, zeitweilige Stellvertreterin der abwesenden Gattin, von dem pfeifenmäßigen Julius erhält. Herr Ring, Hausfreund und Philosoph, der jeden Tag bemerkt, sich in der Kunst des Nichtstuns weiter auszubilden, apostrophiert das Fräulein als eine Geistesverwandte der Renaissance! — Die Gemahlin, das Wiener Franzl, ist, als sie im Sturm hineingewirbelt kommt, über diese Freundin nicht im geringsten überrascht oder hofiert. Es war in ihrer Ehe ausgemacht, daß jeder seinen eigenen Weg gehen solle. Sie freut sich nur, da ihr Julius auch hier wieder so guten Geschmack dokumentiert habe, buzt, herzt und küßt das Fräulein und gibt mitterliche Ratschläge zur Behandlung des Mannes, — so gut gefällt sie ihr. Doch nicht minder findet sie nach langer Trennung auch ihren Gatten allerliebst und händelt mit dem leicht zu Fangenden von neuem an. Zum Schluß gibt's ein Bündel loser Szenen aus dem Vadeleben, deren Dürftigkeit indes auch durch die hübschesten Dekorationen nicht zu

berdecken war. Ring legt seine Philosophie, im Sande hingestreckt, fort, vollführt sodann im Badekloß mit jungen Mädchen einen Ringelreihen und windet einer eifersüchtigen Geliebten, die ihn, vielleicht auch jemand anders, gerade erschießen will, das Messer aus der Hand. Franzl wird von den bedrohlichen Attaken auf den Gatten durch den Anblick eines wunderschönen italienischen Kellners abgelenkt, der sofort mit ihr aufs Meer hinaus segeln muß. Ein hanßwurstiger Jüngling, welcher sie durchaus heiraten will, winkt, unerklärlich im Glauben, der Entführung mit ausgehitztem Taschentuche nach.

Einzig die Sorma hatte eine Rolle, aus welcher ihre Wunderkunst etwas zu schaffen wußte. Die anderen Figuren trotzten in ihrer Hohlheit jeder schauspielerischen Anstrengung. —dt.

Kunst.

Die russische Malerei kommt in der Geschichte der Kunst meist stiefmütterlich weg. Bisher war ein zusammenfassendes Urteil nicht möglich, da das Material fehlte. Die Ausstellung „Russische Kunst“, die der Kunstsalon Schulte veranstaltet, ist daher eine Bereicherung, umso mehr, als das überaus mannigfache Material einen guten Ueberblick über mehrere Jahrhunderte gibt. Wir blicken da in eine neue, unbekannte Welt, deren Reichtum uns überrascht. Das Fremdländische kommt nicht einmal so auffallend zum Ausdruck. Wir begegnen Reminiszenzen europäischer Kunst. Barock, Rokoko, Wiedermeier usw. Doch ist das eigentlich nur äußere Schablone. Dahinter steht doch, wenn auch zurückgehalten, das Temperament einer anderen Rasse. Und das verblüfft und fesselt uns. Nicht nur das äußerlich veränderte Mitien gewinnt Einfluß, etwa die wunderbohl, tieffarbigen Wandstoffe, gold auf blau, rot auf grün, mit einer reichen, strogenden und gellenden Ornamentik. Sondern das Seelische, die Kraftäußerung, die in der Art des Pinselstrichs zum Ausdruck kommt.

Man kann Rußland etwa mit Schweden vergleichen. Natürlich nur gradweise. Beide haben gemeinsam dieses eigentümliche Nebeneinander urwüchziger Kraft und raffinierter Kultur, temperamentvoller Leidenschaft und gewählter Eleganz. Beide nehmen mit Verbe und Ueberzeugung die modernen Ideale an, haben aber zugleich einen eigenen, festen Untergrund, der dem Uebernommenen eine besondere Note giebt. Bei aller elementaren Wucht treffen wir hier auf eine Kultur des Auges, die durchaus reif und vollendet ist. Das Realistische, das Phantastische, das Dekorative, kommt gleichmäßig zum Ausdruck, und selbst die ausgeklügeltsten Effekte haben noch etwas von jener selbstverständlichen Urwüchsigkeit, die durch sich selbst überzeugt. Eine feste, sichere Zeichnung ist hier selbstverständlich. Und die Farben glänzen und funkeln hier mit aller Pracht. Selbst die ganz modernen Versuche, der Pointillismus zum Beispiel, der sonst leicht etwas Künstliches hat, wirkt natürlich und als Ausdruck einer innerlichen Notwendigkeit. Man wird die Nachwirkung späterhin wohl spüren. Man wird in der Sezeßion vielleicht etwas frischer in den Farben, flotter im Strich, elementarer im Ausdruck der Linie werden. Diese tiefen, glühenden Farben werden ihren Einfluß zeigen. Das Zeichnerisch-Kräftige wird auch vielleicht mehr wieder in den Vordergrund treten.

Notizen.

— Der Herr Professor über das Medizinstudium der Frauen. Professor v. Bergmann, der kürzlich anlässlich eines Jubiläums in der ärztlichen Welt gefeiert wurde, bekannt als Chirurg und Kliniker, legt Wert darauf, in der Frauenfrage zu den landesüblichen Bornierten zu zählen. In einer Enquete der Zeitschrift „Medizin für Alle“ über das Medizinstudium der Frauen äußerte er sich: „Ich bin ein ausgeprochener Gegner des Studiums der Medizin von Frauen. Weder körperlich noch geistig sind sie ihm gewachsen. Solange die Frauen nicht die Köche und die Schneider aus ihrem Gewerbe zu drängen vermögen und wenigstens diese Gewerbe als ihr Monopol in Anspruch nehmen, werden sie auch neben den Ärzten nur ein kümmerliches Leben führen. Gute wissenschaftliche Arbeiten können Frauen gewiß leisten; die Kämpfe aber mit den Erregungen, Verantwortungen und Verzweiflungen eines Arztes will ich ihnen nicht zumuten, denn dazu schätze ich die Frauen viel zu hoch.“

Vielleicht wird der sorgsame Herr Professor den Frauen auch die Erregungen, Verantwortungen und Verzweiflungen des Kampfes um die Existenz und schließlich auch der Mutterschaft und der Erziehung abnehmen — aus lauter Hochschätzung.

— Die letzte künstlerische Entdeckung Münchens, das bekanntlich alle Jahre sich einmal enthußasmiert — zuerst für die Duncan, dann für die Schlafstänzerin Mabelle und soeben für den blutigen Peters — die Tänzerin Rita Sacchetto, tanzte in einer Veranstaltung des Vereins Berliner Künstler zur Probe und Reklame. Sie ist geschmeidig, ausdrucksvoll, hat Rhythmus und — will den Tanz reformieren. Berlin W. hat also wieder etwas zu protegieren.

— Das Weimarer Hoftheater, mit dem mancherlei historische Erinnerungen verknüpft sind, ist abgebrannt, kurz bevor es abgebrochen werden sollte. Dasselbe Theater, in dem Goethe und Schiller ihre Dramen aufführen ließen und das nach seiner Erneuerung Liszt und Dingelstädt wirken sah, brannte bereits am 22. März 1825. Das Stück, an dem gerade geprobt wurde, als infolge Kurzschlusses jetzt Feuer ausbrach, hieß: „Aus dem Leben eines Detektivs.“ Das Ende der „Klassischen Stätte“ ist wenig rühmlich.